Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

Band: 30 (1968)

Heft: 10: 10.1968

Artikel: Solothurn und seine Landschaft in Gotthelfs Erzählung "Doktor Dorbach der Wühler"

Autor: Grob, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861287

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Solothurn und seine Landschaft in Gotthelfs Erzählung «Doktor Dorbach der Wühler»

Versuch einer Deutung von FRITZ GROB

Gotthelfs Ruhm beruht auf seinen grossen Bauernromanen «Uli», «Geld und Geist» und «Annebäbi Jowäger», die alle zwischen 1840 und 1848 entstanden sind. Ihre Wirkung, die auch in einer dem Bauernleben weitgehend entfremdeten Zeit nichts von ihrer Kraft eingebüsst hat, verdanken sie dem Umstand, dass Gotthelf sich bei ihrer Niederschrift ganz dem «eigenen Geist» überlassen konnte, der, wie er im Nachwort zu «Geld und Geist» sagt, «in jeder Erzählung lebendig wird, sie leitet und schliesst». Damit bekennt er sich zur Intuition als schaffender Kraft, die wie bei keinem andern Dichter seiner Zeit seine Werke geprägt hat. Sie verschafft ihm die tiefe Einsicht in die Abgründe der menschlichen Seele, um die ihn die moderne Psychologie beneidet; sie bestimmt das seltsame Ineins von Mundart und Schriftdeutsch, das erst seine Sprachgewalt ausmacht; sie bindet und sprengt die Einheit von ideellem Gehalt und Form in einer Weise, die eine ästhetisch gerichtete Literaturbetrachtung immer wieder in Verlegenheit bringt. Und doch hat Gotthelf auch bewusst geformt und vorgeprägte Stilelemente in künstlerischer Absicht in seine Werke eingefügt. In den meisten historischen Novellen verwendet er das sentimentale Pathos, das ihm der Zeitstil der Popularromantik zur Verfügung stellt. Von der einen grossen Ausnahme der «Schwarzen Spinne» abgesehen, sind sie misslungen und werden kaum mehr gelesen. Es klingt paradox: Gotthelf ist dort ein grosser Dichter, wo er ganz seinem «eigenen Geist» vertraut, während ihn dichterischer Ehrgeiz in die Niederungen der zeitgenössischen Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur absinken lässt.

Nun gibt es freilich einige Werke, die sich nicht ohne weiteres dem einen oder andern Bereich zuordnen lassen. Es sind die in Erzählungen eingekleideten Kampfschriften, mit denen er sich in die politischen Auseinandersetzungen der vierziger und fünfziger Jahre einmischt. Zu ihnen gehört neben dem gewaltigen politischen Roman «Zeitgeist und Bernergeist» die kleine Erzählung «Doktor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren». Sie ist 1848 entstanden und im Januar 1849 beim Leipziger Verleger Gustav Mayer erschienen. Ihr Schauplatz ist durch den Weg bestimmt, den Dorbach am Weihnachtsvortag zurücklegt, um in der Gegend zwischen Biel und Solothurn einen Ort für seine revolutionäre Agitation zu finden, wegen der er eben die Stelle an einer bernischen Schule verloren hat. Die letzte Station ist der Utzenstörfer Wald, in dem er sich

auf dem Rückweg zu seiner Familie verirrt und in einem grauenvollen Traum von den in der Weihnachtsnacht umgehenden Bürglenherren heimgesucht wird. Eine abgerundete novellistische Handlung fehlt. Gotthelf beschränkt sich darauf, in lockerer Fügung die verschiedenen Episoden aneinanderzureihen, in denen Dorbach vergeblich versucht, bei radikalen Gesinnungsfreunden unterzukommen. Da die Erzählung fast ganz innerhalb der solothurnischen Grenzen spielt, ist es reizvoll, Gotthelfs Darstellung der Menschen und — wie sich zeigen wird — vor allem der Landschaft genauer zu betrachten.

Seine radikalen Ideen entwickelt Dorbach zuerst im Wirtshaus zum «Bären» in Lengnau. Er möchte «ein Blatt gründen, wo das Volk unverfälscht lesen könne, was Freiheit sei, was es alles noch nicht hätte, was ihm gehöre . . . Wie die Güter und die Arbeit verteilt werden müssten». Für solch unverblümt sozialistische Propaganda hat der Wirt wenig Verständnis, er denkt an seinen eigenen Besitz und wirft den «fremden Fötzel» kurzerhand hinaus.

Nicht anders ergeht es Dorbach in Grenchen. Hier hatte man zwar einen Giuseppe Mazzini untertauchen lassen und einen Karl Mathy an die Schule geholt. Aber für einmal, so stellt Gotthelf fest, war man des «fremden Lumpenpackes satt». Der Wirt ködert ihn mit Solothurn, deren Vorzüge er ihm schildert wie die des gelobten Landes: «Dort haben sie immer Geld für was Narrs, darum ist das Land so arm. Sie haben dort an der lateinischen Schule Lehrer, sie sagen ihnen auch Professor und zahlen ihnen ein Sündengeld». Doch vorher möchte es Dorbach als Hauslehrer in Selzach versuchen, auch hier mit der Absicht, für seine politischen Ideen zu werben: «Bei der Nähe der Stadt, wo er Freunde habe, finde er schon literarische Beschäftigungen und könne zugleich seine Ansichten über Elend und Notstand im Solothurnergebiet im freisinnigen Blatte ausdrücken». Wie der Wirt für Dorbachs Dienste, statt einen Lohn zu versprechen, Kostgeld verlangt, läuft Dorbach «in heiligem Zorn» der Stadt zu, erbittert über die Bauern, «von denen man nie weiss, ob der Esel im Schelm stecke, oder der Schelm im Esel». Seine Anbiederungen in Solothurn bringen ihm nur einen verlegenen Kommentar im Lokalblatt ein und den in schöne Worte eingewickelten Rat, so rasch als möglich aus der Stadt zu verschwinden. Dabei gerät die solothurnische Fremdenfreundlichkeit in ein seltsames Zwielicht: «Es war wohl eine Zeit, wo man auch hier das Fieber hatte, ein Pole mit schwarzen Augen zum Mittagessen eingeladen, ein Fremder angestellt wurde, aber das Fieber ging rasch vorüber, das Klima ist ihm nicht günstig. Man liebt hier eigentlich nur die Fremden, welche Geld austeilen, wie Kosziusko es tat . . . Das Geld fliesst hier nicht in Strömen, und wenn es fliesst, haben die Einheimischen das Maul an der Röhre . . . Man sagt: wenn man Brot übrig habe, so gebe man es am liebsten den Einheimischen, möchten es die Menschen nicht, den

einheimischen Hunden . . . Es sind nicht Geldmenschen hier, man sammelt nicht Schätze, aber was man braucht, braucht man am liebsten für sich . . . Man ist hier durchaus nicht pfäffisch, ja, man ist sogar freisinnig, aber nur im Geist, nicht im Gelde, der Geist ist halt unendlich, das Geld endlich». Dass aber Dorbach in Solothurn abblitzt, ist schliesslich seine eigene Schuld. Unverfroren schimpft er «über Herren und Bauern, Regenten und Pfarrherren», und, was die in Glaubensdingen sonst nicht so zimperlichen Solothurner am meisten ergrimmt: er lästert «alles Heilige, namentlich den Weihnachtstag und dessen Bedeutung». Der latente Hass gegen die fremden Demagogen bricht nun offen durch: «Sie begannen nun in groben und hohen Tönen das beliebte Lied über die Fremden, welche den Landeskindern nicht bloss das Brot vor dem Maule wegfressen täten, sondern noch dazu im Lande herumführen mit Schnauben und Toben, Glauben und Leute verlästerten, Streit und Zank anzetteln, als wären sie nicht bloss Kinder des Teufels, sondern zweimal ärger als er selbst. Aber nur Geduld, nach Weihnachten komme der Silvester, da läute man nicht immer und ewig das alte Jahr aus, da läute man auch einmal die neue Landplage zu Tor und Land hinaus. Allen mache man es wie den Käfern, man schüttle sie von den Bäumen, werfe sie in ein Loch, schütte Kalk dazu, dass sie weniger stinken täten». Dorbach macht, dass er weiter kommt. Nach der Schreckensnacht im Wald von Utzenstorf kehrt er zu seiner Familie zurück. Kurz darauf verschwindet er für immer aus der Gegend.

Es ist bekannt, dass Gotthelf viele seiner Gestalten nach dem Leben gezeichnet hat. Seit den minutiösen Nachforschungen von Fritz Huber-Renfer weiss man, dass dies auch für Doktor Dorbach zutrifft. Es handelt sich um den deutschen Flüchtling Carl Friedrich Borberg aus Nidda in Oberhessen. Wie Herwegh, Freiligrath, Froebel, Follen u. a. kam er anfangs der dreissiger Jahre als Opfer der Demagogenhetze in die Schweiz. Politisch stand er den beiden «Nassauern» Ludwig und Wilhelm Snell nahe. Er war ein tüchtiger Altphilologe. Nachdem es Ludwig Snell gelungen war, ihn bei Fellenberg in Hofwil unterzubringen, wechselte er 1833 an die Kantonsschule St. Gallen. Seine Lehrtätigkeit trug ihm nur Lob ein. Als er jedoch mit gehässigen Zeitungsartikeln als Wortführer des antiklerikalen Radikalismus in die Politik des Gastlandes eingriff, verlor er auch die Unterstützung seiner Freunde. 1839 gewannen die St. Galler Konservativen ihre Vormachtstellung zurück. Borberg wurde entlassen. Auf Empfehlung von Gallus Jakobus Baumgartner kam er 1841 an die bürgerliche Realschule in Bern. Von der Politik konnte er auch hier nicht lassen. Zum Verhängnis wurde ihm aber auch seine Trunksucht. Da er seine Berufspflichten immer mehr vernachlässigte, musste er 1846 den Schuldienst quittieren. Mit seiner politischen Leidenschaft und menschlichen Haltlosigkeit

riss er seine grosse Familie mit ins Unglück. Schon 1834 hatte er sich mit der Schwester des Dichters Johann Jakob Reithard verheiratet. Krankheiten und die rasch aufeinanderfolgenden Geburten von sieben Kindern brachten ihn in eine Schuldenwirtschaft. 1847 verliess er die Schweiz. Die Publikation einer «Literaturgeschichte der alten Griechen und Römer» ermöglichte es ihm, die Familie nachkommen zu lassen. Es gelang ihm aber auch in Deutschland nicht, eine gesicherte Existenz zu gründen. 1850 schied er freiwillig aus dem Leben.

Gotthelf konnte bei der Niederschrift seiner Erzählung 1848 von diesem Ende noch nichts ahnen. Trotzdem ist sie ganz darauf hin angelegt. Was ihm voraus geht, ist nur beiläufig angedeutet: der Verlust der Stelle in H., Borbergs Alkoholismus, die Not der grossen Familie, die er rücksichtslos seinen politischen Ambitionen opfert. Der Ausgang der Dorbach-Geschichte wird durch Gotthelf in einer Art herbeigeführt, die mit der polemisch-realistischen Haltung des Ganzen aber nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Dass die Erzählung «stilistisch aus einem Guss» sei, wie Werner Günther es behauptet, lässt sich kaum begründen. Schon der erste Kommentator, Gotthelfs Cousin und Freund, Pfarrer Ludwig Lindt in Solothurn, erkannte die Schwächen: «Gelacht habe ich weidlich und mich herzlich gefreut an der so naturgetreuen Schilderung des Doktors, sowie des Lengnauer-, Grenchner- und Selzacher-Wirtes — das Wirtshaus mit dem Balkon ist ja doch Selzach. Man meint, die Kerls stünden leibhaftig vor einem. Geflucht habe ich nur ein ganz klein wenig, und zwar darüber, dass Du den Doktor nicht auf eine zwar prosaischere, aber, wie ich glaube, praktischere Weise mores gelehrt hast. Einer meiner sehnlichsten Wünsche ist nämlich der, dass das, was die Bieler in ihrer Adresse an den Bundesrat gedroht haben, nämlich die Volksjustiz an den Dorbachern auszuüben, ausgeführt werde . . . Es möchte dieses vielleicht weniger poetisch und ästhetisch gewesen sein, aber hätte nach meiner Ansicht besser gewirkt. Vor den Bürglenherren und dem Wütisheer fürchten sich diese Galgenvögel nicht sehr, wohl aber vor Fäusten und Stöcken».

Gotthelf zog es vor, «poetisch und ästhetisch zu sein», nicht nur, indem er der Sage von den Bürglenherren das letzte Wort lässt. Er setzt auch die Landschaft in symbolischer Manier ein. Sie deutet immer wieder auf ein Ende in Düsternis und Verzweiflung voraus. Die Gegend am Fuss des «blauen Berges» wird zu einer Todeslandschaft verfremdet. Todesmotive gehen durch die ganze Erzählung und verleihen ihr jene feste Struktur, die die heterogenen Elemente einigermassen zusammenbindet.

Gleich der erste Satz schlägt das Thema an: Die Strasse von Biel nach Solothurn ist «unendlich». Nachdem Dorbach in Grenchen abgewiesen worden war, erscheint ihm der Rest des Weges «schauderhaft, akkurat als ob es

ein Weg wäre in die lange Ewigkeit». Einige Seiten weiter steigert er den Ausdruck. Dorbachs Weg wird zu einer «heillosen Strasse in die Ewigkeit». Die Stadt Solothurn, auf die sie zuläuft wie «ein langer unendlicher Darm», liegt «wie hingewurstet». Sie ist ein gestaltloses «Etwas» und keine Märchenstadt in goldenem Glanz, wie sie Carl Spitteler und Wilhelm Lehmann sehen werden. Dinge und Menschen sind von der Verfremdung mitbetroffen. Die Idylle wird absichtlich und zynisch zerstört: Das Wirtshaus in Selzach ist ein «Gasthof mit hohem Balkone; Ritter und Edelfrauen waren zwar nicht darauf zu schauen, wahrscheinlich wegen der Bysluft (!), aber unter demselben sah er einen halbvollen Fuhrmann stehen . . .» Nur wo Dorbach Gotthelfs Jugendland betritt, bricht die eigene Liebe des Dichtes zu dieser Landschaft durch und lässt sie kurz in ihrem natürlichen Glanz aufleuchten. Auf der Höhe zwischen Solothurn und Biberist wendet Dorbach den Blick zurück: «Wie der fromme Glaube durch ein frommes Leben, zog die schöne Aare ruhig und klar durchs schöne Tal, und wie ein frommer Mensch in Gottes Gnade und Segen glänzten Tal und Fluss in der Sonne Licht». Wie immer, wenn Gotthelfs innere Beteiligung die Sprache pathetisch überhöht, erscheint das schmückende Beiwort: die «schöne» Aare. In derselben Richtung wirken auch die Schlussstellung der adverbiellen Bestimmung und der versetzte Genitiv «der Sonne Licht». Von dieser Schönheit sieht Dorbach nichts. Noch einmal spricht Gotthelf selbst, wenn er, den Blick gewendet, ins Mittelland hinaus sieht: Im rötlichen Licht der untergehenden Sonne lag «ein reiches Land. In tiefem Hintergrunde standen in stiller Majestät hell und klar unsere Berge, noch blühten sie nicht in der Abendröteglut, sie glichen Rosenknospen, harrend auf den Kuss der scheidenden Sonne, um zu Rosen zu erblühen». Nach kurzem Schlaf im «St. Urs» zieht Dorbach gegen Utzenstorf weiter. «Die Strasse führte alsbald in den Talgrund über eine magere, lange Emmenbrücke auf ein weites Feld, eigentlich in eine sehr grosse Ebene, in welcher unendlich viel liegt an Äckern, Häusern, Mühlen, Schmieden, Wald und Wiesen, unendlich viel läuft von Hasen und Menschen, Zinsen und Klappereien, Prozessen und Politik, Kiltbuben und Volksmännern, Ratsherren und Bettlern». In gleitendem Übergang wird die breite Schilderung in den Zusammenhang der Erzählung zurückgenommen. Spätestens hier müsste Dorbach erkennen, was für ein Glück es für ihn wäre, in einer menschlichen Ordnung gehalten zu sein, die mit all ihren Unzulänglichkeiten für Gotthelf eine gottgewollte ist. Aber seine Familie hat er der politischen Leidenschaft geopfert und das Vertrauen seiner Freunde verscherzt. So steht er plötzlich ausserhalb jeder Gemeinschaft. «Es war nicht finster», heisst es da, «gegen Osten schwebte eine eigentümliche Helle am Horizont; es war, als wollte mitten in die Nacht hinein ein junger Morgen kommen». Das ist reine Heilsallegorie, die den verblendeten Dor-

bach nicht mehr erreichen kann. Wir erinnern uns daran, dass es Weihnachtsabend ist. Durch das Licht im Osten weist Gotthelf verhalten auf das Weihnachtsgeschehen hin. Aber für den von seinem schlechten Gewissen gehetzten Dorbach verkehrt sich die Frohbotschaft in ihr Gegenteil. «Er lief, als wenn das Armensünderglöcklein Beine bekommen hätte und ihm nachliefe». Die Landschaft wird zum Memento mori: «Besonders unheimlich kam es ihm in die Beine auf der langen Brücke über den weissen, breiten Grund, durch welchen kaum sichtbar der vertrocknete Fluss sich wand. Es gibt aber nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Land das breite Emmenbett fast ohne Wasser, wenn der helle Mond scheint. Es ist, als wären die hellen Kiesel gebleichte Totenbeine, der weisse Grund die grosse Totenstrasse, auf welcher der Tod wandert mit den Toten durchs Land nach der dunklen Ewigkeit.»

Der Ring hat sich geschlossen. Vom Weg in die «lange Ewigkeit» war zu Beginn die Rede. Er mündet in die Höllenvisionen am Bachtelenbrunnen, die im Gegensatz zu Kurt von Koppigen und Dursli dem Branntweinsäufer Dorbach nicht zu bekehren vermögen. Wenn wir vom Ende der Geschichte her die Landschaft, wie sie uns der Dichter schildert, noch einmal überschauen, sehen wir, wie in ihr in konsequenter dichterischer Durchformung die Bereiche des rechten und des todgeweihten Lebens auseinandertreten. Damit spiegelt sie die Polarisation von Leben und Glauben, die in der Aufklärung begann und sich im 19. Jahrhundert weiter entwickelte. Als Bearbeiter einer weit verbreiteten populären Ausgabe des «Leben Jesu» von David Friedrich Strauss, das den Offenbarungsglauben radikal in Frage stellte, hat Dorbach alias Borberg diesen Prozess, soweit er die Schweiz betraf, wesentlich gefördert. Das Werk war anonym erschienen. Hätte Gotthelf den Verfasser gekannt, wäre seine Polemik wohl noch schärfer ausgefallen. Schon die Beschreibung von Grenchen zeigt, wie besorgt er über die Trennung von weltlichem und religiösem Bereich war: «Wie in uralten Zeiten zwei feindliche Brüder oder Schwestern auf zwei sich gegenüberliegenden Hügeln sich anbauten, jeder aus seinem Sitze dem andern das Leben verkümmerte, aus seinem Sitz ihn zu vertreiben versuchte, fast so stehen in Gränchen Kirche und Schulhaus sich gegenüber. Beide sind neu erbaut, die Kirche etwas früher, an beiden sparte die Gemeinde nicht, auf beide war sie stolz, denn beide zeichneten sich aus weit umher; beide erbauten die gleichen Menschen, und doch, wie oft Kinder aus gleichem Blute entsprossen, war es eine Zeit, wo beide sich hassten, weil in beiden nicht der gleiche Geist wohnte».

In einem Brief an Karl Rudolf Hagenbach nennt Gotthelf seine Geschichte «eine Art politischen Seufzer, begleitet von einem zornigen Lachen». Er war davon überzeugt, dass die Ausschaltung des christlichen Glaubens aus der Poli-

tik die Menschheit ins Verderben führen müssen. Die Frage, wie weit die Kirchen und die sich zu ihrer Lehre bekennenden Christen selber an diesem Vorgang mitschuldig waren, versuchte Gotthelf freilich nicht zu beantworten. Für ihn gab es nur ein Entweder-oder: wer glaubt, ohne religiös gesichertes Ethos politisieren zu können, verrichtet wie Dorbach «das Handwerk der Schlange im Paradies». Jeder Versuch, das Zusammenleben der Menschen mit Hilfe rein politischer und säkularer Ideologien, ob radikal-freisinniger oder kommunistischer Prägung zu ordnen, musste nach seiner Meinung scheitern und letztlich eine jener seelenlosen und unmenschlichen Staatsmaschinerien hervorbringen, wie sie im 20. Jahrhundert Wirklichkeit geworden sind. Es ist deshalb kein Zufall, wenn Gotthelf darauf hinwies, dass Dorbach-Borberg «in Hegel und Aristoteles viel bewandert» sei. Die Erzählung ist denn auch eine seiner vielen Mahnungen an die Mitwelt, dieser Entwicklung zum allmächtigen hegelianischen Staat entgegenzuwirken, der heftige polemische Ton ein Zeichen dafür, wie klar er die Folgen voraussah. Die Geschichte ist über diese Beschwörungen hinweggegangen.

Zur Literatur: Der Text zu «Doktor Dorbach» in Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke, 20, Band, Elenbach-Zürich 1918, s. 6—61. Borbergs Lebensdaten aus Dr. Fritz Huber-Renter, Dr. Carl Friedrich Borberg, 1. Teil, Burgdorf 1946. Für Gotthelfs Beziehungen zu Solothurn neuerdings Werner E. Aeberhardt, Solothurn im Leben und Werk von Jeremias Gotthelf, Solothurn 1968.

Zur Geschichte der Papierfabrik Balsthal

Die zusammenfassende Darstellung «Von der Mühle zur Fabrik» in Heft 7/8 der Jurablätter weist leider einige Verwechslungen und Lücken auf. Um ein genaueres Bild der Entwicklung der Papierfabrik zu geben, legen wir den Teil auf Seite 104, ab Zeile 6 in neuer Fassung vor; wir stützen uns dabei auf ausführliche Auskünfte, die uns von Herrn Arthur Bareiss in Solothurn, Sohn des ehemaligen Direktors Ing. H. Bareiss-Fink, erteilt wurden. Die Redaktion

Die Holzstoffabrik ging nach dem Konkurs von Jos. Probst in den Besitz von Apotheker Hans Nabholz in Richterswil und Traugott Zehnder von Aarau über. Auch diese Besitzer erlebten keinen guten Geschäftsgang. Einerseits gingen viele Papierfabriken zur Eigenproduktion von Holzstoffen über und anderseits war es ihnen wahrscheinlich finanziell nicht möglich, die notwendigen technischen Verbesserungen und Neuerungen durchzuführen. Sie sahen sich deshalb 1883 genötigt, die Fabrik für 138 000 Franken an die Gebrüder Bareiss zu verkaufen, welche bisher die Papierfabrik Worblaufen betrieben hatten.